

Beamte des zurück.

Jahren Leiterin und Mauritzgitte im leitender Position gewonnen.

land

den. 15. und den Willen Senkung der schließt mit Februar die Schluß.

vorie- war, hat er Höhen Wasser- einstellen Hupp wird mit der Haupt- Rheinab- weiter plötzlich wasser- schon fast zur sollte man bei der Rhein sie er acht lassen. handel.

Graeb und Riesen-Preis- sich entgegen Untersuchungs- vorerst nicht es Schwindel- daß die Firma betrügerischer deutschen Anfor- Frage kon- malshöhe be- Heimatländern nehmen waren Edelleien dürfte Zeit hinzielen.

sache gemeldet wird, Sonn-Türkheim- straße zwischen führt, größere bis auf die ober stark ge-

wohl. Montag abend ein fünf Insassen Flußbett des rechten Ufer- Rheinu- und rannte Nachdem tollerte er die ufer und landete über dem Rhein- Ufer- Ufer- Ufer

fischer mit Oelzeug und Südwester. Jedesmal, wenn sich eine Woge donnernd am Strand brach, wich die Menge erschreckt zurück; aber die bärtigen Seeleute blieben ruhig stehen und schüttelten kaltblütig das Spritzwasser von ihren langen Mänteln.

„Sind schon welche hinaus?!" rief Henry Wistanley und bahnte sich einen Weg durch die Menge.

„Der Kaufherr von Littlebury!" ging es flüsternd durch die Reihen. Sie kannten ihn alle, den größten Sonderling Englands und den reichsten Mann in der Grafschaft Essex.

„Der Wind steht hart auf die Küste und es wird wohl auch nichts mehr zu helfen sein!" bemerkte ein alter, weißhaariger Seemann und blickte forschend in das Wellengetümmel hinaus.

„Hört, Leute, wir wollen doch einmal versuchen, Hilfe zu bringen. Was steht ihr hier am Strande und blickt untätig aufs Meer, während vielleicht eure Söhne und Brüder mit dem Tode kämpfen! Wer geht mit mir?"

Ein Gemurmel erhob sich und die Fernstehenden drängten sich näher hinzu.

„Fünf Pfund dem, der mitgeht. Ist kein Mann unter euch Engländern?"

Der Appell an ihre Ehre und die Aussicht auf Gewinn verfehlten ihre Wirkung nicht. Einige junge Fischer traten vor und erklärten, mit Wistanley nach dem Wrack hinausfahren zu wollen.

„Also vorwärts, Leute!" befahl der Kaufherr und sprang in das nächstliegende Fischerboot.

Der Eigentümer des Bootes, ein wetterharter Fischer, beobachtete, ohne ein Wort zu verlieren, die Vorbereitungen zur Abfahrt. Mochten sie ruhig sein Boot nehmen, wenn es galt, Menschen aus Seenot zu retten. Vielleicht dachte er auch daran, daß sein einziger Sohn draußen auf dem stürmischen Meere schwamm und vielleicht auch in dieser Stunde in Seenot schwebte, wie jene dort auf dem gescheiterten Schiffe.

Scharrend und knirschend glitt das Boot, von kräftigen Seemannshänden geschoben, ins Wasser. Es schien, als wollte die nächste Welle es an den Strand zurückwerfen; aber die Insassen legten sich in die Riemen, daß die Muskeln auf den sehnigen Armen bis zum Springen gespannt waren, und brachten das Boot durch die Brandung aus der Nähe des gefährlichen Strandes.

Zwischen den Seeleuten stand Anne Penham und sah dem Boot mit brennenden Augen nach. — Nur flüchtig die Hand hatte er ihr gedrückt, so hatte ihn die Sorge um das Schicksal der fremden Menschen da draußen gepackt. Wie viele Beweise seiner Hochherzigkeit hatte sie schon empfangen in der kurzen Zeit ihres Brautstandes. Warum konnte sie nur Dankbarkeit gegen diesen Mann empfinden, der auch heute wieder sein Leben uneigennützig für andere wagte? Würde sie nie lernen, ihn zu lieben, weil noch immer das Bild Robin Ranters in ihrem Herzen lebte? — Sie zog ihr Taschentuch und ließ es im Winde wehen und dabei dachte sie immer: „Herrgott, laß ihn glücklich den Strand wieder erreichen!"

Stunde auf Stunde verrann. Noch immer stand Anne Penham am Strand. Der Wind war aufgefrischt und drang durch ihre dünne Kleidung, erkältend bis auf die Glieder; dazu gesellte sich noch ein feiner Regen.

Endlich tauchte das rückkehrende Boot aus den Wellenhügeln auf. Die Männer am Strande wateten bis an die Ränder der hohen Schaftstiefel ins Wasser und warfen den Ankommenden eine Leine zu, mit deren Hilfe sie das Boot durch die Brandung ans Land zogen. Henry Wistanley saß mit zusammengepreßten Lippen am Ruder und blickte angestrengt nach dem Strande hin. Als er seine Braut gewahrte, flog ein Lächeln über sein Gesicht und er nickte ihr zu.

Ein alter Fischer, dessen Sohn mit hinausgefahren war, schwenkte seinen Südwester und rief: „Drei Hurra für Henry Wistanley!"

„Sie haben keinen gerettet, das Boot ist leer," sagte ein Fischer neben Anne Penham.

„Einen haben wir, er liegt im Boot; trieb mit einer abgebrochenen Spiere, da haben wir ihn aufgefischt. Im Boot wurde er uns unter den Fingern bewußtlos."

Der junge Fischer, welcher die Fahrt mitgemacht hatte, wies mit dem Daumen über die Schulter nach dem Boote, wo man gerade den Bewußtlosen heraushob und den Strand hinauftrug. Neugierig trat Anne näher, um den Geretteten zu sehen. — Sie sah ein gelbes Gesicht, in dem wirre, naßblonde Locken klebten, und hörte noch, wie einer der Fischer rief: „Der alte Ranter wird sich freuen; es ist der „gelbe Rob". Vor drei Jahren ging er mit dem „Flintshire" fort. Eine schlechte Landung!" Dann verwirrten sich die Menschenmassen vor ihren Augen; sie taumelte und wäre auf den tangbedeckten Strand gestürzt, wenn Wistanley, welcher soeben vom Boote kam, wo er die Fischer entlohnt hatte, sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Sie hat geglaubt, er sei tot, und hat sich so geekelt!" meinte eine alte Frau und betrachtete mitleidig das junge Mädchen.

„Die Aufregung und das lange Stehen im Regen sind schuld," entgegnete Wistanley kurz und hob die federleichte Gestalt auf ihren Wagen. Er ergriff das Pferd am Zügel und lenkte das Gefährt in eine stille Seitenstraße, wo sich eine alte Weinstube befand. Wieder hob er sie vom Wagen und bettete sie in der Gaststube auf eine der ledergepolsterten Bänke. Die Wirtin rieb die Schläfen der Ohnmächtigen mit Rum ein und hielt ihr eine gefüllte Essigflasche unter die Nase. Alsbald schlug Anne die Augen wieder auf, zur großen Freude Wistanleys, den die tiefe Ohnmacht seiner Braut schon ernstlich beunruhigte.

Ein heißes Glas Glühwein tat sein übriges und bald hatte sich Anne Penham wieder vollständig erholt. Wistanley bemühte sich ritterlich um sie. Er machte sich innerlich Vorwürfe, daß sie um seinetwillen so lange in Sturm und Wetter gestanden hatte.

Anne ließ die Aufmerksamkeiten ihres Verlobten still über sich ergehen. Scheu wich sie seinen so durchdringend blickenden Augen aus und Wistanley sah, wie es ihren Körper oft wie im Fieberschauer durchschüttelte.

„Wollen wir auch aufbrechen, Anne?" fragte er besorgt.

„Ja, laß uns nach Hause!" bat das junge Mädchen und sah ihn flehend an.

Wistanley war sofort bereit. Er entließ sich von der Wirtin eine große Decke und nachdem Anne auf dem Wagen Platz genommen hatte, hüllte er sie, vom Kopf bis zu den Füßen warm ein; dann schwang er sich neben sie auf den Sitz und lenkte das Gefährt heim. Anne begab sich bei ihrer Ankunft sofort ins Bett und Wistanley hielt sich noch kurze Zeit bei dem Vater auf, um ihm von dem Geschehenen zu berichten. Er bemerkte es nicht, wie der Krämer erbleichte, als er den Namen des Geretteten nannte. Mit dem Versprechen, am nächsten Tag vorzukommen, um sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen, entfernte er sich bald darauf. —

Anne Penham tat in dieser Nacht kein Auge zu. Wie es häufig ist, jetzt, wo sie den Geliebten wiedergesehen hatte, erwachte die Liebe zu ihm in erneuter Kraft, mächtiger als vorher. Sie war wohl eingeschlummert in der langen Trennungszeit; aber nicht erstorben, das fühlte Anne in dieser Stunde. Krampfhaft weinte sie in die Kissen. Was sollte sie tun? Dem Kaufherrn konnte sie ihr Wort nicht zurückgeben, ohne ihrem Vater, der sich in die dadurch bedingte Veränderung ihrer Lage nicht würde fügen können, einen tiefen Schmerz zu bereiten. Kindesliebe und Zweifel, was sie beginnen sollte, kämpften einen schweren Kampf in der Brust der Zwanzigjährigen.

(Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsfest im 16. Jahrhundert

Von Friedrich Zoepfl.

Jede Hochzeit war ein großes Volksfest. Bei fürstlichen Hochzeiten erschienen oft 200—300 Gäste, bisweilen der ganze Adel des Landes. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz benötigte bei seiner Vermählung mit Maria Markgräfin von Brandenburg-Ansbach 1537 allein für die männlichen Gäste 50 Tafeln. Der Magdeburger Rat begrenzte 1544 die Zahl der Hochzeitsgäste: zu partizischen Hochzeiten dürften nicht mehr als 72 Personen, zu den Hochzeiten der vornehmsten Kaufleute und der Wohlhabenden nicht über 60, zu den Hochzeiten der Handwerker und gemeinen Bürger nicht über 40, zu Hochzeiten von Knechten und Mägden nur 18 Personen geladen werden. Nicht besser war es im Süden des Reiches. Hippolyt Guarinoni, Stadt- und Stiftsarzt zu Hall in Tirol, macht seinen Zeitgenossen Vorhalt, daß auch die geringsten Handwerker bis in die sechs, sieben oder acht Tafeln voll Hochzeitsgäste hätten.

„Etlich Obrigkeit", fährt Guarinoni ironisch weiter, „die sich auff den Fraß nit nach dem beßten verstehen und noch die fraß Reglen nicht recht gelernet haben noch lernen wöllen", hätten vor kurzer Zeit solchen Hochzeitsfraß eingestellt und „sonderlich den Wirthen und Fraßmeistern, so den beßten Nutz auß dißer Fraßthorheit", klauben und einraumen, ein Zigl eingelegt". Dieser „Fraßthorheit" die sozial und sittlich recht verderblich war, einen Zügel einzulegen, haben noch viele andere Obrigkeiten versucht. Der Magdeburger Rat schrieb z. B. in der schon erwähnten Verordnung von 1544 genau die Zahl der Mahlzeiten und Gänge vor, die bei einer Hochzeit verabreicht werden dürften. Bei den Hochzeiten der Patrizier, Kaufleute und Handwerker dürften zwei Mahlzeiten gegeben werden, mittags und abends, bei Hochzeiten von Dienstboten nur eine Abendmahlzeit. Jede Mahlzeit dürfe nur aus drei Gerichten bestehen. An Getränken dürfe man den Gästen Bier, rheinische oder fränkische Weine vorsetzen, dagegen keinerlei Süßweine; „diese wollen sich die Bürgermeister von Rats wegen bei Verlobungen, Hochzeiten, Gastereien, auch sonst bei Verehrungen gegen Fremde vorbehalten". Einen ganzen Katalog der Mißbräuche, die das hochzeitliche Mahl zu einem Abscheu für alle ehrlichen Leute machten, liefert uns Magister Cyriakus Spangenberg im Tal Mansfeld in der vierundvierzigsten seiner siebzig Brautpredigten (Eisleben 1562). Einleitend beklagt er es, daß das Hochzeitsmahl vom Hause in die Wirtschaft verlegt worden sei und daß sich die Gäste mit „Gefresse und Geseuse" gegenseitig zu überbieten trachteten. Dann legt er gegen die Mißbräuche beim Hochzeitsmahl los. Erstlich: weil viele Gäste nicht zur Trauung in die Kirche kommen oder während der Predigt wieder davonlaufen, kommen sie lange nicht zu Tische, was dann viel Aerger unter den Geladenen erregt. Zum andern: junge Gesellen und junge Ehelente setzen sich „oben an zu Tische", statt daß sie die älteren Gäste bedienen; und wenn sie bedienen, so machen sie sich um die Frauen und Jungfrauen herum und belästigen diese „mit unhüpschen Worten und unzüchtigen Reden". Zum dritten: ist kein Kirchendiener auf der Hochzeit, „so fallet man on gebet in die Speise wie die unvernünftigen Seue zum Troge". Zum vierten: die Eltern ziehen einen ganzen Schwarm Kinder mit sich auf die Hochzeit; nicht nur werden dadurch die Kinder von der Schule abgehalten, sie sehen und hören auf den Hochzeiten meist nur Schlechtes. „Wenn der Teufel selbst eine eigene Bubenschule anrichtet, so wüste ich nicht, ob die Kinder mehr Untugend darinnen lernen möchten denn auff den Wirtschaften jetziger Zeit." Zum fünften: gar eine grobe Unvernunft sei es, daß manche Eltern auch noch den Kindern zu Hause von allen Trachten und Gerichten einen Anteil schicken; „daher kömpts auch, das man keine schüssel vol gnug machen kan." Zum sechsten: wenn der Bräutigam „nach alter deutscher Höflichkeit" von Tisch zu Tisch geht und durch einen der Werber (gleich: Hochzeitslader) die Gäste auffordert, es sich fröhlich zu machen, glaubt jeder, er müsse dem Bräutigam „ein ganzes oder halbes bringen"; das Ende sei, daß der Bräutigam bezecht werde. Zum siebten: wenn man einem schönen Brauch folgend, „von wegen der armen Leute die Büchße besser über die Tische tragen", so ist mancher viel eher geneigt, Gauklern und Spielleuten zu geben als dem armen Lazaro. Das unnütze Bettlergesindel, das sich vor dem Wirtshaus herumtreibe und nur darauf warte, „Kandeln, Teller, Schüsseln oder so etwas zu stehlen" solle unbarmherzig weggewiesen werden. Zum achten: statt wie früher Sänger, Harfen, Leiern, Lauten, Geigen oder Pfeifen zur Erheiterung der Gäste zu verwenden, gebrauche man jetzt gemeiniglich die Trommel, die doch mehr zum Kriege denn zur Fröhlichkeit gerichtet sei, und mache damit den Gästen mehr Beschwerde denn Kurzweil. Zum neunten: das lange „Tischen" soll nicht geduldet werden; es sei vielen, namentlich den Alten und Schwangern beschwerlich, dem jungen Volk aber nachteilig. Zum zehnten: gegen den großen Ueberfluß an Kuchen sollte die Obrigkeit einschreiten. Zum elften: ein „ganz nutzloser Pracht" werde getrieben „mit den Schaussen von Wachs, Bildwerk und anderer Materia zugerichtet, deren man nicht genießen noch davon essen kann". Damit lasse man große Herren prangen und besorge, daß nicht einmal unser lieber Herr uns ein Schauessen anrichte: Hagel, Feuer, Blitz, Donner, Sturmwinde und dgl. Spangenberg rügt im Laufe seiner Predigt noch etlicher Bräuche, „so nach geschehener Mahlzeit fürfallen". Erstlich will ihm das Brauthuhn nicht behagen, das ist „ein Bildnus von Butter, Wachs oder sonst (einem Stoff) zugericht", das nach Beendigung des Mahles in einer Schüssel herumgereicht werde und nur dazu diene, die Hochzeit hinauszuschieben. Die Magdeburger Hochzeitsordnung von 1544 schaffte mit einem gemessenen Befehl „das mit Fähnchen geschmückte Brauthuhn" ab. Zum andern: nach dem Mahl werde das Becken herumgereicht, in das jeder Gast dem Bräutigam seine Verehrung einlege. Früher habe dieses Geschenk den Zweck gehabt, dem jungen Ehepaar über den schwierigen Anfang hinwegzuhelfen. Jetzt betrachte man den halben Taler oder halben Gulden, den man opfere, als eine Entschädigung für die Teilnahme am Hochzeitsmahl, esse und trinke aber so unbändig, daß der Bräutigam von dem Geschenk mehr Schaden als Nutzen habe. Zum dritten: nach der Verehrung gehe man zum Tanz; der Hochzeitstanz sei aber mit so vielen Mißbräuchen überwuchert, daß er in einer eigenen Predigt behandelt werden müsse. Zum vierten: viele gehen nicht zum Tanz und bleiben sitzen; aber sie beginnen nun „aus freiem Fürsatz" ein derartig tolles Wettsaufen, daß man glaube, nicht mehr Menschen vor sich zu haben, sondern „recht grobe, garstige, unsläthige Säue; andere fangen an zu spielen und einander das Geld abzugewinnen; wieder andere erlustigen sich an Gauklern, Stocknarren, Hämmerlingsknechten (gleich Possenreißern) und ihren unzüchtigen Späßen" zum höchsten Aergernis der umstehenden Jugend.

* Leseprobe aus dem 2. Band der **Deutschen Kulturgeschichte**" von Friedrich Zoepfl. Verlag Herder in Freiburg i. Br. (Mit vielen Bildern. Lex.-Oktav. 734 Seiten. 28 M.) Dieser 2. Band bildet den Abschluß des prachtvollen, im besten Sinne volkstümlichen Werkes. Er erzählt die deutsche Kulturgeschichte vom Humanismus durch die ganzen letzten Jahrhunderte bis zur Gegenwart.

Mariä Reinigung

Die Reinste auf Erden
stellt sich im Tempel dar
und will gereinigt werden,
die niemals unrein war;
ein demutvoller Willen
Maria! dieser ist,
Du willst anheut erfüllen,
was Du nicht schuldig bist.

O Beispiel edler Tugend,
das heut Maria gibt,
Dem Alter wie der Jugend,
groß sie die Demut liebt:
O lasset uns bestreben
auch nachzufolgen ihr,
Laßt uns demütig leben,
weil schuldig sind das wir.

Du Mutter mit dem Sohne!
allhier auf dem Altar,
O sieh von diesem Throne
auf deiner Kinder Schar!
Mach, daß sie immer geben
Demut ihren Platz,
sich niemals stolz erheben,
Die Demut sei ihr Schatz.

(Lied aus dem 18. Jahrh.)

„Hoffnung"

Skizze von Hanns Walther Kappler.

Nachdruck verboten.

Hellwer, der alte Leuchtturmwarter, steht vor der Tür des Turmes und schaut nach dem kleinen Fischerdörfchen.

Er sieht, wie ein altes, gebeugtes Mütterchen auf einen knorrigen Stock gestützt, langsam nach dem Leuchtturm herüber schreitet.

Hellwer schüttelt den Kopf, seine Augen schimmern feucht.

Er geht ihr entgegen.

„Hellwer — is die „Anna" noch nich zurück?"

Der Leuchtturmwärter schüttelt verneinend sein greises Haupt: „Nein, Mutter Thiele, — aber ich denk', dat es bald werden soll."

„So. Jaja, Afrika is weit, Hellwer; — nich? Und min Jung' is ein schmucker — er wird schon kommen —"

„Freilich, Mutter Thiele! So'n Bengel, wie der, läßt sich nich unterkriegen!"

Die müden Augen der Alten leuchten jetzt, und sinnend ist ihr Blick auf das Meer gerichtet. Sie nickt dem alten Hellwer noch einmal zu und geht hinab an den Strand. Dort liegt, unweit der Brandung, einsam ein größerer Stein, den das Meer vor Jahrhunderten bei einer Sturmflut an den Strand geworfen haben muß. Auf dem Stein hockt Mutter Thiele oft stundenlang und schaut sehnsüchtig und hoffnungsvoll über die Fläche des Meeres, bis es zu dunkeln beginnt. Dann geht sie wieder in das Dorf zurück.

Oben auf dem Leuchtturm steht der alte Hellwer und wischt sich mehr als einmal eine Träne aus dem struppigen Bart, wenn Mutter Thiele bei ihm gewesen ist. Täglich kommt sie zu ihm, immer wieder muß er die gleichen Worte sagen, in die er stets einen Trost mischt.

Der Weg zum alten Hellwer ist Mutter Thiele eine Lebensnotwendigkeit geworden. Ihr einziger Sohn war vor Jahresfrist mit dem Segler „Anna" nach Afrika gefahren. Lange Zeit hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Schon längst hätte sie sich zum Sterben niedergelegt, nur die Hoffnung auf die Rückkehr ihres Sohnes hielt sie noch aufrecht.

Der alte Hellwer, wie alle im Dorf, wissen aber, daß die „Anna" vor fünf Wochen vor dem Hafen gesichtet wurde.

Es war eine Sturmnacht gewesen, wie man sie seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt hatte. Vergebens versuchten die wettererprobten Seeleute ein Rettungsboot zu Wasser zu bringen, — alles war umsonst! Weinend hatten sie am Ufer gestanden und mußten tatenlos mit ansehen, wie da draußen die „Anna" versank.

Man hatte Mutter Thiele den Untergang des Seglers verschwiegen. Niemand brachte es über das Herz, ihr die Botschaft zu bringen.

Nach und nach spülte das Meer einige Matrosen des Seglers an Land. Heimlich wurden sie beigesetzt, damit das alte Mütterchen nichts erfahre.

Eines Abends nun, als das Meer etwas unruhiger war als sonst, hatte der alte Hellwer die Mutter Thiele aus den Augen verloren. Vor wenigen Minuten noch hatte er sie dort unten auf dem Stein gesehen, und während er die Scheinwerfer zurecht gemacht hatte, war sie verschwunden. Rasch eilte er hinab an den Strand.

Mutter Thiele war nirgends zu sehen!

Er rief das Dorf zusammen, man suchte, bis die Dunkelheit hereinbrach, — vergebens!

Am anderen Morgen brachten die Fischer das tote Mütterchen. Stumm standen die Men-

Winternacht

Sterndurchglühte Winternacht!
Voll von wunderbarer Klarheit!
Aufgetan steht weit der Wahrheit
Tempel nun in goldner Pracht.

In der Stille wächst das Herz;
Zum Altar will's sich gestalten.
Ueberirdische Gewalten
Tragen's singend sternenwärts.

Julius Bansmer.